



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schönemann, F.: Das Deutschamerikanertum

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

arbeiter. Deren Zahl zu vermehren, ist vorläufig die wichtigste Aufgabe und das erfolgreichste Ziel der Verwaltungsreform. Vorbedingung ist eine wissenschaftliche Auslese der geeignetsten Kräfte, wie sie in industriellen Werken immer mehr geübt wird. Ferner eine gezielte und gründliche Weiterbildung dieser Kräfte durch Unterricht, selbst wenn solche Kurse kostspielig scheinen. Endlich Förderung aller Bestrebungen der älteren Beamten, ihre Kenntnisse und Leistungsfähigkeit zu erhöhen. Hand in Hand hiermit müßte aber eine Änderung der Besoldung der Beamtschaft in der Weise geschehen, daß wirklich strebsame Elemente auch die Zuversicht haben, über das Existenzminimum hinaus ein Einkommen zu beziehen, welches ihnen die Möglichkeit gewährt, eine gewisse Bewegungsfreiheit sich zu verschaffen. Die Kosten hierfür werden sich doppelt und dreifach bezahlt machen.

Bei der Schwierigkeit des Gegenstandes ist es unmöglich, hier mehr als einzelne Andeutungen zu geben. Sollte es mir gelingen, andere zum Durchdenken dieser Fragen anzuregen, wäre der Zweck dieser Ausführungen erreicht. Jeder Mitarbeiter an diesem fruchtbaren und doch so mühsamen Problem wird die Sache fördern helfen.

## Das Deutschamerikanertum

Von Dr. f. Schönmann, Münster i. W.



on den Deutschamerikanern im ganzen und allgemeinen zu reden, ist recht schwierig; denn aus zu verschiedenen und verschiedenartigen Deutschen sind sie gemacht und ebenso vielartig ist unter ihnen das Amerikanertum nach Grad und Art. Sie sind also als Deutsche und als Amerikaner gleich schwer zu behandeln und zu würdigen. Und doch müssen wir Reichsdeutsche es versuchen, gerade heute, weil es auch zum rechten Wiederaufbau unserer Auslandsbeziehungen gehört, daß wir zu den Deutschamerikanern in das rechte Verhältnis treten. Wobei gleich gesagt werden muß, daß wir sie vor und in dem Weltkrieg meistens nicht im richtigen Licht sahen, weshalb wir uns in unsere an sich schon verkehrte Amerikapolitik nur noch tiefer hineinrannten. Wenn wir an unsern Fehlern lernen, können wir in Zukunft noch manches nachholen oder wieder gut machen.

Sehen wir uns die Deutschamerikaner als Deutsche an, so gewahren wir im großen und ganzen an ihnen alles Gute und Schlechte, was wir als Deutsche auch haben. Ein gewisses Etwas, das kein anderes Volk besitzt, geht nun einmal mit jedem Deutschen, er mag wandern, wohin er wolle, nach dem Grunewald oder nach Germantown, nach New York oder Milwaukee. Aber ebensowenig wie jeder Deutsche ein Durchschnittsdeutscher ist, stellt jeder Amerikaner deutscher Abstammung durchschnittlich das Deutschamerikanertum dar. Lebensreise, Bildungshöhe und die verschiedensten äußeren Lebensumstände spielen natürlich mit.

Das allgemeinste Deutsche dürfte sich in Fleiß und Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit zeigen. Diese Eigenschaften haben wir nicht etwa gepachtet, wir haben sie jedoch in ganz bestimmter Abtönung. Der Leumund der Deutschen

in der ganzen Welt bestätigt das. Ähnlich ehrlich und zuverlässig wie wir gelten heute nur noch die Chinesen. In Nordamerika insbesondere konnte man vor dem Weltkriege gerade in diesem Punkte unser Lob gesungen hören. Ich kann mich z. B. auch nicht eines einzigen unehrlichen Deutschen in der amerikanischen Literatur vor 1914 erinnern. Wenn wir den amerikanischen Ladies und Gentlemen auf die Nerven fielen, geschah es aus ganz anderen Gründen. Dem einen waren wir barbarisch, z. B. aßen „wir“ immer mit dem Messer im Mund, den anderen erschienen wir aufdringlich, wo wir uns nach unserer Ansicht vertrauensvoll an unsere Mitmenschen wandten, weil wir Versicherungen von Freundschaft und Hilfe ernst nahmen. Wir waren eben nicht weltgewandte Menschenkenner, um sofort zu erkennen, wie ganz anders sich die andern gaben als wir; wir waren nur ungeschickt. Im Umgang mit den Menschen ist das freilich oft ein größeres Hindernis als Lasterhaftigkeit und Schlechtigkeit. Wir Deutschen tragen alle schwer daran, hüben wie drüben.

Dann haben wir auch eine gewisse Unausgeglichenheit des Wesens, z. B. ein Überwiegen des Gefühls, das berühmte deutsche Gemüt, Gefühlserweichung, gepaart mit einer ungeheuren Vorliebe für Musik. Wir haben aus diesem Grunde schon zahllose Originale, als Originale erscheinen wir deshalb auch den andern gar zu oft. So sind die meisten Deutschen beispielsweise in der nordamerikanischen Romanliteratur Musiker-Originale, sie haben keine Manieren, trinken zu viel, aber spielen wie halbe Götter. Natürlich kann man das nicht ganz nach dem Leben gezeichnet nennen, es zeigt jedoch, wie die „echten“ Amerikaner eine gewisse „deutsche Art“ empfinden.

Die innere Unausgeglichenheit, der Zweifel des Charakters, über den noch viel zu sagen wäre, macht die Deutschen überall, zu Hause wie in der Fremde, leicht unverträglich und uneinig. Sie sind Prinzipienreiter oder Krakehler. Das äußert sich nicht immer so derb und ausgesprochen, muß aber ungefähr so sein, sonst sähen es die andern nicht so deutlich an uns. Schwächen und Untugenden werden nun nicht besser dadurch, daß sie über den Ozean fahren. Daher ist manches bei Deutschamerikanern eher noch verstärkt und verschärft im Vergleich zu uns, vor allem die Uneinigkeit. So schlimm diese uns in unserer Geschichte bereits mitgespielt hat, noch schlimmeres hat sie über die amerikanischen Bürger deutschen Stammes gebracht. Denen sind nicht nur die berechtigtesten Interessen darüber verloren gegangen, sondern es hat ihnen auch noch die Geringschätzung ihrer Mitbürger eingetragen, was unverdient, aber erklärlich ist. Der Leidensweg der Deutschamerikaner, die sich in der Öffentlichkeit ihrer neuen Heimat nicht durchzusetzen wußten, wurde durch ihren übrigens echt — deutschen Mangel an politischen Instinkten noch trostloser. „Mit den Deutschamerikanern ist nichts anzufangen,“ sagte Roosevelt einmal zu einem Bekannten von mir. „Erst wählen sie einen, und wenn man ihnen dann zum Dank Stellen anbietet, weisen sie einen empört ab, „deshalb“ hätten sie mich doch nicht erwählt. Sie stimmen aus Überzeugung! Sie wissen eben nicht, was Politik ist!“ Anders ausgedrückt heißt es, daß sie demzufolge nicht in den Vereinigten Staaten die erste Fiedel mitspielen. Sie haben tatsächlich mit ihrer ganzen deutschen Art einen schweren Stand auf amerikanischem Boden, und der wissende Deutsche wird in ihrem Kampf mit ihnen fühlen.

Als Amerikaner haben die Deutschamerikaner nun allerlei angenommen, was den Reichsdeutschen nicht angenehm sein kann, ja, was oft verlezt. Das ist die eine Seite dieser Frage. Andererseits sind sie uns aber auch wieder die wertvollsten Amerikaner, die wir am besten verstehen und mit denen wir am besten umgehen können; ohne deren Charakterzüge und Kulturarbeit wäre uns alles Amerikanische von Anfang an völlig wesensfremd geblieben. Dieses gute Deutschamerikanertum nehmen wir mit ungeteilter Hochschätzung hin, beim andern hilft uns weder Wundern noch Empörtsein, sondern einzig die nüchterne Beurteilung nach den Verhältnissen, unter denen die Deutschen drüben leben. Außer denen, die sich trotz Wohlstandes und langjährigen Aufenthaltes niemals in Amerika wohlfühlen und sich oft sogar gegenüber den andern Amerikanern mehr abschließen als gut ist, gibt es viele, die das wenig Gute des Amerikanertums nachahmen, die den Mund gewaltig auf tun, alles in Europa, voran Deutschland, herunterreißen und ein amerikanisches Ideal aufstellen, das sie selber nicht verkörpern und das es im Grunde gar nicht gibt. Sie haben sich aus vielen Illusionen ein Amerika aufgebaut, das wie andere Illusionen im Weltkrieg zusammenklappte, und natürlich mußten sie selber darunter am meisten leiden. Aber letzten Endes bleibt es ihre eigene Sache, wie sie sich zum amerikanischen Land und Volk stellen. Gerade in diesem Verhältnis der Deutschamerikaner zu Amerika zeigt sich die ganze Schwere des Problems, das nur der Deutsche richtig einschätzt, der jahrelang drüben mitgearbeitet und selber mit dem neuen starken amerikanischen Wesen gerungen hat. Ohne uns des Rechtes zu sachlicher Kritik zu begeben, eines Rechtes übrigens, das unter Gliedern ein- und derselben Familie allseitig beliebt ist, müssen wir unbedingt anerkennen, daß die Deutschamerikaner zu allererst und nur Amerikaner sind und als amerikanische Bürger ihre Pflicht tun müssen, so gut sie es verstehen. Haben wir politisch den Strich zwischen ihnen und uns gezogen, so versteht sich von selbst, daß wir keinerlei Hoffnungen auf ein politisch geeintes Deutschamerikanertum unterhalten dürfen. Erstens gibt es solch ein einheitliches Deutschamerikanertum gar nicht und kann es auch nicht geben, weil seine Glieder untereinander viel zu verschieden zu Amerika und Deutschland stehen, um unter einen Hut gebracht werden zu können. Zweitens, selbst wenn ein Deutschamerikanertum mit einem politischen Ziel und großer Durchschlagskraft bestände, würde uns das doch recht wenig unmittelbar angehen und nützen; denn natürlich würde deren Politik allein amerikanisch sein und als solche sehr wohl mit unserer deutschen Politik nicht zusammenstimmen können.

Die klare politische Scheidung ebnet nun erst den Weg für ein menschliches Verstehen und Zusammengehen. Für die beiderseitige Politik gelten die äußeren Verhältnisse und die angeborenen oder übernommenen Verpflichtungen, aber in unsern menschlichen Beziehungen entscheidet unsere Sprache, unser Herz, unsere Gesinnung, unsere Arbeit, unsere Kultur. Was politisch getrennt bleibt, kann andere neue Verbindungen eingehen zu gegenseitigem Gewinn. Wir stehen nun mal einander näher als andere Stämme und Völker und sind uns dessen bewußt in der Fremde und in Zeiten der Not. Denn über alles Trennende hinweg schlägt die alte Heimatliebe eine Brücke. Was zum Beispiel in den letzten Jahren durch das deutschamerikanische Hilfswerk an praktischer Liebesarbeit für uns geleistet wurde und noch heute wird, ist uns eine Gewähr für unser ganzes zu-

künftiges Verhältnis, in dem es viel mehr als früher heißen muß: Treue um um Treue! Wir können einander nicht entbehren, wir geben und nehmen gegenseitig. Der Reichsdeutsche, der die deutschen und amerikanischen Beziehungen wieder pflegen möchte, braucht sehr oft deutschamerikanische Beratung und Vermittlung und übermittelt dafür seinerseits geistige Güter; man braucht nur an die deutschamerikanischen Kirchen, Zeitungen und Vereine zu erinnern. Die gemeinsame deutsche Sprache erleichtert den Verkehr, auch wo sie nur noch verstanden, nicht mehr gesprochen wird. Was an Kulturaustausch möglich gemacht werden kann, muß an altes neu anknüpfen. Kein Deutscher, der zum Beispiel in der Union Vorträge gehalten hat, wird jemals des New Yorkers vergessen, in dessen Hand viele Fäden zusammenliefen, der unermüdlich neue Berührungen schuf und ein lebendiger Mittelpunkt für das deutschamerikanische Geistesleben zu werden versprach, als er zu früh starb; ich meine den genialen Sohn eines wackeren deutschamerikanischen Kämpfers, Rudolf Tombo jr., den Direktor des einstmaligen Deutschen Hauses von der Kolumbia-Universität. Ähnliches vollbrachten andere im geschäftlichen Leben, in der Industrie, in der Presse, für das Theater und die Musik, im gesamten Erziehungswesen der Vereinigten Staaten. Die Stadt Chicago wäre hier auch noch besonders aufzuführen, wo sich ein ständiges deutsches Theater die ganzen Kriegsjahre über gehalten hat. Manche gute alte deutschamerikanische Einrichtung ist dem Kriege zum Opfer gefallen, hat sich aufgeben oder amerikanisieren müssen. Einiges davon wird wieder aufgebaut werden, wenn auch langsam, und anderes wird ganz neu erstehen, und vielleicht viel besser, als wir heute anzunehmen wagen; denn der Geist läßt sich ebensowenig im Deutschamerikanertum wie im deutschen Volk ersticken. Die englisch und französisch verblandeten Amerikaner dürften noch einmal enttäuscht werden, die heute mit Schadenfreude feststellen, daß die Deutschamerikaner „endgültig erledigt“ seien. So leicht sind die Deutschen in der Welt nicht unterzukriegen, weil sie eine viel zu große Lebensmacht darstellen. Sie sind auch viel zäher, als ihre Feinde annehmen. Die deutsche Geduld und Friedfertigkeit, die heute wie bloße Schwäche aussieht, ist zu innerst eine Stärke, die auf die Dauer ohne Kriege siegen wird. Und diese uralte Zähigkeit, gepaart mit deutschem Freiheitsinn, wird den Deutschamerikanern helfen, aus sich heraus zu erstarren und in neuer Festigkeit manches Verlorene wiederzugewinnen. Sie haben schon etwas Luft bekommen, es wird sich noch viel mehr regen. Übertriebenen Hoffnungen wollen wir uns deshalb nicht hingeben, aber wir dürfen sicher annehmen, daß sich gerade die besten Volksteile, die wie anderswo auch in der Stille wirken und warten, durchsetzen werden, sobald ihre Zeit da ist. Gerade die großen schlichten Volkskreise, die in Handwerker-, Turner- und sonstigen Vereinen und Logen zusammengeschlossen sind, haben im Kriege viel weniger aufgegeben und aufzugeben brauchen, als die Gebildeten; sie haben sich schon beim Hilfswerk stark und treu gezeigt, sie werden sich auch bei solcher inneren amerikanischen „Rekonstruktion“ bewähren, zu ihrem wie unserem eigensten Besten.

